

## Klang der Hölle, Klang der Erlösung

Den Auftakt einer neuen Wiener Poetikdozentur machte Sibylle Lewitscharoff: über Dantes „Göttliche Komödie“.

Die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff ist immer für eine Überraschung gut. Beim Auftakt der neu eingerichteten Wiener Poetikdozentur für Literatur und Religion an der katholisch-theologischen Fakultät widmete sie sich dem Sprachklang der deutschen Übersetzungen der „Göttlichen Komödie“ von Dante Alighieri. Die glühende deutsche Dante-Verehrung hat allein mehr als fünfzig Komplet- und über vierzig Teilübersetzungen des 1321 vollendeten Werks hervorgebracht.

In der „Divina Commedia“ unternimmt Dante eine Reise durch Hölle und Läuterung bis zur beseligenden Schau im Himmel. Sibylle Lewitscharoff ließ in ihrer Vorlesung die Gesänge jener „Jenseitsreise“ selber klangvoll zu Wort kommen. Sie ging nicht nur auf solche Übersetzungen des Langgedichts ein, die die Sprachmelodie und den Rhythmus des Originals elegant imitieren, sie wies auch auf solche hin, die völlig eigene Wege gehen, um die poetische Kraft Dantes in ein neues Gewand zu kleiden. Mit virtuoser Lautmalerei haben sie vielfach die Szenen des berühmten Werks koloriert und sich dabei durchaus auch der „Schmutzfinkhaftigkeit“ des Deutschen bedient. Damit spielte die Schriftstellerin auf das besondere Potenzial der deutschen Sprache an, durch Konsonantenverbindungen ungewöhnliche Laute zu erzeugen.

Diesem „Sound“ lieh Sibylle Lewitscharoff die eigene Stimme, wenn sie ausgewählte Passagen rezitierte, zum Beispiel in zischenden, ploppenden, knackenden Lauten für das höllische Federvieh. Für besondere Erheiterung sorgte das Panorama der Namen, auf die findige Übersetzer die Höllenbevölkerung taufte: Krauseschwanz, Hatzsporn, Schurkenkraller, Struppelkopf, Speikatz, Sauhauer, Irenwesch, Fletschkoller, Schnauzenköter, Firlefatz, Zattelschritt und Knickfittich, Knücleschnurps und Sudelbart, Nussgockel, Brandelzorn, Sausfleder und Ruppelbart. In Gesellschaft solch derber Gestalten schien sich Sibylle Lewitscharoff, deren Romane für ein farbiges und ungewöhnlich originelles Sprachrepertoire bekannt sind, sichtlich wohlzufühlen.

### „Das Pfingstwunder“

Die Dante-Rezitation war in dieser Vorlesung jedenfalls wichtiger als die Interpretation, die ästhetische Unergründlichkeit hatte Vorrang vor verstehender Durchdringung. Dem Dilemma, dass jede Übersetzung immer einen Verrat am Original begehe, zollte Sibylle Lewitscharoff bewusst keinen Tribut. Gerade die schöpferische Freiheit der Übertragungen ehre am meisten das Original. Auch das darf man als Leistung und „poetischen Freiheitsgewinn“ der Dichtung Dantes verbuchen. Nach einer berühmten Formulierung des Literaturwissenschaftlers Emil Staiger kommt

er der Poetik darauf an, zu „begreifen, was uns ergreift“. Das Ergreifende an der „Commedia“ ist für die Schriftstellerin neben ihrer Theologie, die in Wien allerdings eine eher untergeordnete Rolle spielte, gerade das lautliche Tönen.

Zum Schluss ihres Vortrags las Sibylle Lewitscharoff eine Passage aus ihrem voraussichtlich im Herbst erscheinenden Roman „Das Pfingstwunder“ (bei Suhrkamp) vor, mit theologischen Anspielungen. Auf einem internationalen Kongress von Wissenschaftlern ereignet sich am Pfingsttag Ungeheures: Ein Sprachwunder verleiht den versammelten Dante-Forschern aller Länder eine maximale Vergrößerung ihres Sprachvermögens. Nicht genug, dass sie sich, wie die Apostel, in ihren Muttersprachen gegenseitig verstehen (vgl. Apg 2,1–13). Nein, sie finden ihr Sprechorgan so erweitert, dass sie beginnen, Szenen aus der „Göttlichen Komödie“ sprachlich zu imitieren, Tier-szenen und anderes in den wundersamsten Lauten „saftig, würzig, derb und zugleich zart“ nachzuahmen. Der Einbruch des Wunders in die schöne Realität geschieht bei Sibylle Lewitscharoff nicht durch Erkenntnis oder Offenbarung, sondern als beglückende Verwandlung und Befreiung der Stimmbänder. Die Szene gipfelt darin, dass sich etwas zu hören gibt, was „kein Mensch je vernommen“: das unaussprechliche Alef, erster und symbolischster Buchstabe des hebräischen Alphabets, löst sich aus dem Schweigen, erklingt und lässt alle verstummen.

### Das Alef

Der stimmlose Konsonant Alef hat für die jüdische Sprach- und Namensmystik größte Bedeutung: Alle Sprache, jeder Laut stammt aus ihm und damit aus der unmittelbaren Gottesnähe. Nach einer mystischen Überlieferung der Kabbala ist das Alef der Unterschied zwischen Exil und Erlösung, da im Wort „Exil“ (*gola*) alle Buchstaben des Wortes „Erlösung“ (*geula*) bereits enthalten sind und nur das Alef abwesend ist. Im Sprachwunder von Lewitscharoffs neuem Buch ist das Alef hingegen anwesend und stiftet einen Moment von Fülle.

Ein literarisch verarbeiteter Erlösungsweg à la Dante – damit habe sich das zwanzigste Jahrhundert freilich schwergetan und hauptsächlich die Höllen-Visionen der „Göttlichen Komödie“ hervorgehoben, so Lewitscharoff im Vortrag. Aber nicht dem verworfenen, sondern dem „intakten“ Menschen und dem gelingenden Leben wolle sie mit ihrem Buchprojekt einmal nachgehen. Eine schwere Aufgabe, sprächen doch in der Regel nur Groschenromane vom Glück. Zu diesem Zweck scheut sich die Schriftstellerin nicht, im „Pfingstwunder“ wie bereits in anderen Romanen die übliche Erfahrungswirklichkeit durch Übernatürliches aufzubrechen.

Im Rahmen der Poetikdozentur sprechen Thomas Hürlimann am 31. Mai über „Erfahrungen eines Klosterschülers“ im „Club der Atheisten“ und Nora Gomringer am 16. Juni über einen „Gott zwischen den Zeilen“.

Tobias Mayer



DIE SCHRIFT  
Anstößige Texte (104)

## Jesus und „die Juden“

Die Frage, ob der Antijudaismus neutestamentliche Wurzeln hat, kann nicht behandelt werden, ohne auf die Darstellung des Johannesevangeliums einzugehen. Vor allem ein Wort Jesu erregt Anstoß: „Ihr habt den Teufel zum Vater, und die Begierden eures Vaters wollt ihr tun“ (Joh 8,44). Gesprochen ist dieser Satz zu „den Juden“ (8,31.48). Diese pauschale Redeweise ist für das Johannesevangelium so charakteristisch, dass sie in einem ersten Schritt näher zu betrachten ist.

Auffällig ist sie im Rahmen der urchristlichen Tradition, weil sie gewöhnlich der Außensicht auf das Judentum zugeordnet ist. Von „den Juden“ sprechen in den meisten Fällen Nichtjuden: die Sternkundigen aus dem Osten, die den „König der Juden“ suchen (Mt 2,2); oder die Römer, die Jesus als „König der Juden“ verhöhnern und verurteilen (Mk 15,18; 15,26). Die Binnenperspektive wird gewöhnlich anders ausgedrückt. Die Hohenpriester, die den gekreuzigten Jesus verspotten, nennen ihn „König Israels“ (Mt 27,42). Im Johannesevangelium bestätigt sich diese Einschätzung insofern, als die Wendung „die Juden“ häufig in distanzierende Wendungen eingebaut ist: „Pascha der Juden“ (2,13; 6,4; 11,55), ein „Fest der Juden“ (5,1) oder „Rüsttag der Juden“ (19,14). Wer so spricht, scheint mit diesen Festen selbst nichts zu tun zu haben. Dasselbe gilt für die „Reinigung der Juden“, zu der die Gefäße bei der Hochzeit zu Kana bereitstehen (2,6), oder die Formulierung „die Hohenpriester der Juden“ (19,21). In dieses Bild passt, dass Jesus „die Juden“ fragt: Hat nicht Mose euch das Gesetz gegeben (7,19; s. a. 8,17)? „Die Juden“ erscheinen zudem unter dem Aspekt, dass man sich vor ihnen fürchtet. Auffälligerweise wird die Formulierung „Furcht vor den Juden“ auch solchen Akteuren in den Mund gelegt, die auf der

Erzählebene selbst zu den Juden gehören, wie die Eltern des Blindgeborenen (9,22), Joseph von Arimatäa (19,38) oder die Jünger (20,19).

Die pauschale Redeweise wird allerdings an manchen Stellen durchbrochen. Vor allem zwei Gruppen sind hier als Vertreter der jüdischen Hierarchie zu nennen: Pharisäer und Hohepriester. Die Hohenpriester spielen vor allem im Zusammenhang mit der Passion eine herausgehobene Rolle; mit den Pharisäern hat Jesus auch im Rahmen seines öffentlichen Wirkens zu tun (siehe etwa 8,13; 3,1: Pharisäer Nikodemus). Die Führungsschicht, auch begrifflich zusammengebunden (beispielsweise 7,26), kann dem Volk ausdrücklich gegenübergestellt werden (7,31f; 7,48f).

In manchen Szenen erscheinen Gruppen- und Pauschalbezeichnung im Wechsel. Ist also die pauschale Formulierung nur eine Variation für die Gruppen der Pharisäer und Hohenpriester – im Gegensatz zum Volk? Dann böte das Johannesevangelium keinen Ansatzpunkt für Antijudaismus, weil in den Konfliktszenen gar nicht umfassend von den Juden die Rede wäre. Eine solch grundsätzliche Lösung scheidet allerdings aus wenigstens zwei Gründen. Erstens gibt es auch Szenen, in denen die pauschale Bezeichnung nicht mit den Führungsgruppen wechselt, sondern mit der „Volksmenge“ (6,22–52; 7,31–36). Hielte man außerdem die Rede von „den Juden“ nur für eine Variation der genaueren Gruppenbegriffe, so bliebe unerklärt, warum die umfassende Bezeichnung überhaupt verwendet wird. Diese hat durch das Wechselspiel der Bezeichnungen auch den Effekt, dass die genannten Führungsgruppen als Repräsentanten der Juden insgesamt erscheinen. So leicht können wir uns also des Problems eines johanneischen Antijudaismus nicht entledigen.

Gerd Häfner

### AUS DEN LESERBRIEFEN

#### Das erste Teilen

In der Rubrik „Zum inneren Leben“ wurde Eugen Drewermann wiedergegeben, wonach das Teilen von Essen womöglich das älteste Zeichen sei, über das die Menschheit verfügt. „So sind wir vermutlich überhaupt zu Menschen geworden, dass wir die erlegte Beute untereinander teilten“, heißt es da (CIG Nr. 13, S. 137).

Aber die Urerfahrung des Teilens ist kaum mit dem Beuteteilens von Männern verbunden, sondern mit den Müttern. Sie geben dem Kind von sich, aus ihrem Körper, von ihrer Kraft, ohne Vorbehalt. Bald nach der Geburt geschieht die Urerfahrung des Teilens – durch die Muttermilch.

Das Kind lernt mit der Zeit von der Mutter: Sie sorgt für alle, auch für die Geschwister, für die Alten und Kranken. Die Mutter-Erfahrung ist es, in der alle in Solidarität und Gerechtigkeit an einen Tisch geholt werden. In vielen alten und heutigen Kulturen sorgen die Frauen für die Ernährung. Sie laufen kilometerweit und holen Wasser. Sie hacken auf den Feldern, stampfen Getreide, sammeln Pflanzen, kochen, backen Brot. Von der Beute der Männer, vom Tieretöten allein, hätten die Menschen nicht überleben können, schon gar nicht Säuglinge, die überhaupt kein Fleisch essen können. Das Brot, Zeichen Jesu, ist gerade keine Beute, es ist ein mütterliches Zeichen.

Helga Glombiewski, Düsseldorf